

Frédéric Régent / Jean-François Niort / Pierre Serna (Hrsg.) : Les colonies, la Révolution française, la loi, Rennes: Presses Universitaires de Rennes 2014, 297 S.

Rezensiert von
Matthias Middell, Leipzig

Die Erforschung der Kolonialgeschichte vor und während der Französischen Revolution ist in den letzten Jahren nicht nur in den USA, wo das Interesse an Plantagenwirtschaft und Abolition schon seit einiger Zeit prominenter Teil der Nationalgeschichtsschreibung ist, sondern auch in Frankreich in Gang gekommen. Mit Frédéric Régent verfügt inzwischen auch das Institut d'Histoire la Révolution française über einen ausgewiesenen Spezialisten zur karibischen Geschichte.¹

Der vorliegende Band dokumentiert den Ertrag einer Tagung, die an der Sorbonne im September 2011 stattfand und sich auf die lange Geschichte von Frankreichs Umgang mit den Kolonien und deren rechtliche Position im Ancien Régime konzentrierte. Waren die überseeischen Besitzungen, die zunächst von Piraten und privaten Unternehmungen eingerichtet und alsbald unter einem wenig durchsichtigen System königlicher Privilegierung verwaltet wurden, aber zwischen 1663 (Kanada) und 1766 (La Réunion und Mauritius) dem Königreich direkt einverleibt worden waren, den Gesetzen der Metropole unterworfen? Aus Sicht der absolutistischen Verwaltung in

Versailles war das sicherlich der Fall. Die Besitzer der Plantagen dachten allerdings nicht daran, sich entsprechend dieser Stellung als königliche Untertanen den Regeln in Frankreichs Metropole einfach unterzuordnen und machten insbesondere ökonomische, soziale und politische Kriterien geltend, die fernab des Hexagon ganz anders wirkten als in Paris oder Marseille. Entsprechend lehnten sie die Anwendung der Regeln, die in Versailles formuliert wurden, mehr oder minder offen ab. So trugen zwar die administrativen Strukturen und die Inhaber offizieller Ämter in den Kolonien die gleichen Namen wie in Frankreich. Es gab Gouverneure, Sénéchaussées und Intendants. Aber die soziale Lage, die ganz wesentlich auf der Ausbeutung unfreier Arbeit beruhte, unterschied sich nicht nur graduell. Entsprechend beharrte die Pflanzerelite auf der Spezifik der Kolonien und wollte vom Universalismus der absolutistischen Gesetzgebung nur in dem Maße wissen, wie es für politische Unterstützung aus der Metropole unabdingbar schien. Als plausible Argumente für eine solche Sicht der Dinge konnten auch die Entfernung und die Schwierigkeit einer langsamen Kommunikation in Anschlag gebracht werden – wer wollte bei drei bis vier Monaten Reisedauer in nur einer Richtung die Einhaltung etwaiger Anweisungen wirklich effizient durchsetzen?

Dazu ließ sich jederzeit auf den wirtschaftlichen und geopolitischen Nutzen der Kolonien verweisen, wenn die Regelungswut in Versailles aus Sicht der Pflanzer überhand nahm. Seit 1685 in einem Edikt die Sklaverei offiziell anerkannt worden war, bildete die sozioökonomische Grundlage der Kolonien eine nicht überbrückbare Differenz zur Metropole, die zwar feudale

Abhängigkeit, aber keine Sklaverei konnte.

Von diesem Ausgangspunkt verfolgt der vorbildlich komponierte Band, der keineswegs dem verbreiteten (und manchmal gerechtfertigten) Vorurteil der nur vom Buchbinder zusammen gehaltenen Synthese folgt, die verschiedenen Phasen, Räume und Dimensionen des Kolonialrechts bis zur Revolutionsperiode. Pierre Boulle zeichnet die Gesetzgebung im 18. Jh. nach, Erick Noël wertet die von ihm zusammengetragenen Informationen über freie Farbige in Frankreich im Jahr 1789 aus.²

Die Revolution brachte die inhärente Widersprüchlichkeit der Kolonialgesetze des Ancien Régime wie in einem Brennglas zur Sichtbarkeit. Die Konstituante war angesichts des gut orchestrierten Widerstands der Pflanzer ganz offensichtlich nicht bereit, die Probleme, die diese Widersprüchlichkeit aufwarf, konsequent anzugehen und schob das Bündel ungeklärter Probleme generös den Nachfolgern in der 1791 zusammentretenden Legislative auf den Tisch. Auch zu diesem wohl bekannten Zögern bietet der Band eine Reihe neuer Informationen, besonders in den Beiträgen von Manuel Covo und Yann-Arzel Durelle-Marc, der das liberale Ideal der Verfassungsgebenden Versammlung gerade in der Kolonialfrage auf dem Prüfstand sieht. Allerdings riss den Kombattanten auf den Inseln in der Karibik und insbesondere auf Saint-Domingue bald der Geduldsfaden, und sie nahmen ihr Schicksal bekanntermaßen selbst in die Hand. Die Pflanzer plädierten notfalls für Eigenständigkeit und die aufständischen „gens de couleur“ praktizierten ihrerseits alsbald eine neue Rechtsordnung, die man

in Paris schließlich gesetzgeberisch nur noch nachvollziehen konnte. Zahlreiche neue Einsichten zur Phase des Konvents und zum Directoire ergeben die Beiträge von Frédéric Charlin, Frédéric Régent und Eric de Mari. Dabei ist insbesondere der Vergleich zwischen Saint-Domingue und Guadeloupe erhellend.

Im folgenden Teil des Bandes geht es um die Rückkehr zu einem reaktionären Kolonialrecht unter dem Konsulat und im Kaiserreich. Yéri Urban bringt die Ereignisse in der Karibik mit der napoleonischen Expedition nach Ägypten in Zusammenhang und zeigt Nordafrika als das eigentliche Testfeld für die Politik in Frankreichs zweiter kolonialer Expansionswelle bezüglich der Probleme von Bürgerrecht und Rechtsstatus der Einheimischen. Jean-François Niort und Jérémy Richard widmen sich in einem gemeinsamen Aufsatz schließlich der konservativen Wende Napoleons in Richtung Wiedererrichtung der Sklaverei (1802), de facto verbunden mit einer Rückkehr zur Politik des Ancien Régime mit der Folge einer seltsamen Zwittergesetzgebung, die bis 1848 fortbestehen sollte. Die Kolonien erscheinen so als juristisch nur fragmentarisch integrierter Teil der französischen Rechtsordnung. Ein Sklavenaufstand auf La Réunion 1811 dient Sudel Fuma als Testfall für diese neue Rechtssituation und belegt die brisante Mischung aus altem und neuem Recht.

Der letzte Teil des Bandes geht schließlich den Wirkungen der legislativen Neuerungen auf die Gesetzgebung in den nicht-französischen Besitzungen nach. Allerdings steht Fredrik Thomassons Beitrag über die schwedische Reaktion auf die revolutionäre Gesetzgebung seltsam allein

neben zwei eher allgemeinen Beiträgen, die die Befunde der ersten Teile einzuordnen bemüht sind: Olivier Grenouilleau untersucht die Folgen für den internationalen Abolitionismus, Pierre Serna diskutiert das Verhältnis von Republikanismus und Empire.

Insgesamt handelt es sich um einen in seiner empirischen Detailliertheit und theoretischen Klarheit außerordentlich hilfreichen Band, dessen Ergebnissen man nur einen möglichst raschen Eingang in die internationale Forschungsdiskussion wünschen kann, die sich immer mehr in die englische Sprache verschiebt. Seine Stärken hat der Band ganz zweifellos in der Auswertung französischer Archive (einschließlich derer in den französischen Kolonien) und der sehr präzisen Diskussion jener Widersprüchlichkeit, die die Revolution in Bezug auf diese Kolonien produzierte. Was dem Band möglicherweise als Ergänzung noch hinzugefügt hätte werden können, ist eine vergleichende Analyse des Umgangs konkurrierender Imperien mit Sklaverei und der rechtlichen Stellung ihrer Kolonien. In diesem Falle wäre die französische Entwicklung vielleicht nicht als ganz so einzigartig erschienen, wie sie das in den Argumenten der Beiträge dieses Bandes zuweilen tut.

Anmerkungen:

- 1 F. Régent/L. Dubois, *La période révolutionnaire dans les Antilles françaises*, in: D. Bégot (Hrsg.), *Guide de la recherche en histoire antillaise et guyanaise*, Bd. 1, Paris 2011, S. 513-605; F. Régent, *Esclavage, métissage, liberté. La Révolution française à la Guadeloupe 1789-1802*, Paris 2004.
- 2 Vgl. E. Noël, *Etre noir en France au XVIIIe siècle*, Paris 2006, und das von ihm herausgegebene „*Dictionnaire des gens de couleur dans la France moderne*“ (2 Bde.), Genf 2011/13.

Carsten Gräbel: Die Erforschung der Kolonien. Expeditionen und koloniale Wissenskultur deutscher Geographen, 1884-1919, Bielefeld: transcript 2015, 404 S.

Rezensiert von
Hans-Dietrich Schultz, Berlin

Kolonialgeschichte hat Konjunktur, wozu auch Geographen beigetragen haben. Umso mehr überrascht das Fehlen einer Gesamtdarstellung der „Kolonialgeographie“, die der Geograph und Historiker Carsten Gräbel hier als Dissertation gewagt hat – leider ohne Referat zum Forschungsstand, aber mit einem Ergebnis, das sich sehen lassen kann.

Schon der erste Eindruck lässt staunen, welches Meer an Informationen auf- und durchgearbeitet, kritisch bewertet und in eine gut gegliederte, lesbare Form gebracht wurde. Erstmals als Quellen herangezogen wurden die während der Expeditionen in den Kolonien angelegten Tagebücher. Und obwohl die einzelnen Kapitel in ihrer Abfolge aufeinander verweisen, kann man mit der Lektüre auch mittendrin beginnen und sich mit wachsender Neugier, vor- und zurückgehend, immer tiefer in die Materie hineinziehen lassen, so dass am Ende ein satter Gesamteindruck entsteht. Gleichwohl wird Gräbels Lust an Verallgemeinerungen, die mit „Die Geographie ...“ oder „Die Geographen ...“ beginnen, Skepsis bis Widerspruch provozieren: Die komplexe Realität geht selten glatt in solchen Formulierungen auf.